

(Nachdruck verboten.)

36]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Nach ihrer Verheiratung kamen sie nicht so viel zu den Schwiegereltern. Stolpe fand, daß Pelle im Begriff sei, abzukübeln und neckte ihn ein wenig, um wieder Fahrt in ihn hineinzubringen. Aber da wurde Ellen böse, und sie plakten hart aufeinander; sie duldet keine Kritik an Pelle. Sie ging nur zu ihren Eltern, wenn Pelle es vorschlug; sie selber schien kein Verlangen nach ihren Angehörigen zu haben, sondern blieb am liebsten zu Hause. Oft taten sie, als seien sie nicht daheim, wenn die „Familie“ klingelte, um allein miteinander zu sein. Und des Sonntags gingen sie am liebsten allein aus, nach dem Tiergarten oder auch nach Lunby.

Von Lasse sahen sie nicht viel. Ellen hatte ihn ein für allemal eingelassen, zu Abend bei ihnen zu essen. Aber wenn er von der Arbeit nach Hause kam, war er zu müde, um die Kleider zu wechseln und sich fein zu machen, und Ellen war eigen mit ihrer kleinen Säuslichkeit. Er hatte großen Respekt vor ihr, fühlte sich aber nicht recht heimisch in ihrer Stube.

Er hatte Pelles alte Kammer behalten und bekam seine Kost und Verpflegung bei den drei Waisen. Sie hielten große Stücke auf ihn, alle ihre drollige Fürsorge für das große Findelkind Pelle hatten sie auf den alten Mann übertragen. Und hier fiel sie auf besseren Boden. Lasse war im Begriff, wieder Kind zu werden und hatte das Bedürfnis, daß man ihn ein wenig verhätschelt. Mit großer Andacht konnte er Marias kleinen Sorgen lauschen und den Erzählungen der Knaben von allem, was sie erlebten. Dafür erzählte er ihnen aus den Erlebnissen seiner Knabenjahre, oder draußen vom Steinhauerplatz, und prahlte gehörig, um nicht zurückzustehen. Wenn Pelle kam, um den Vater abzuholen, pflegten die Vier zu sitzen und irgendein Kinderspiel vorzuhaben. Sie zankten sich, wie es am besten gemacht werden müsse, denn Lasse wollte ja der Klügste sein. Der Alte entschuldigte sich:

„Du mußt nicht böse sein, Junge, weil ich Euch vernachlässige; aber des Abends bin ich auch müde und gehe früh zu Bett.“

„Dann komm doch am Sonntag und frühstücke mit uns, hinterher gehen wir dann aus!“

„Nein, Sonntag habe ich etwas vor — ein Stelldichein, Pelle,“ sagte Lasse schelmisch, um weiteren Fragen zu entgehen. „Genießt Ihr nur Euer junges Glück, es hält nicht immer vor!“

Hilfe wollte er niemals annehmen. „Ich verdiene, was ich zu meiner Ernährung und für ein bißchen Kleider gebrauche; viel brauch ich von beiden nicht, und ich bin ganz zufrieden.“

„Gast wohl auch genug zu tun?“ antwortete er beständig. Lasse war immer sanft und freundlich und schien vergnügt, aber es lag ein eigener Schleier über seinen Augen, als frähe eine Enttäuschung an seinem Herzen.

Und Pelle verstand das sehr wohl. Es war immer die selbstverständlichste Sache gewesen, daß Lasse seine alten Tage an seinem Herd verbringen sollte. In den Zukunftsträumen seiner Kinderjahre, so verschieden sie auch sein mochten, war Vater Lasse immer mit dabei und genoß die Ruhe seines Alters, als Dank dafür, was er getan hatte. So mußte es sein, in jedem armen Heim da draußen auf dem Lande sah ein Greis in der Ofenecke; Kinder sind der einzige Trost des Alters für arme Leute.

Vorläufig ließ sich das nicht einrichten, in ihren zwei kleinen Stuben war kein Platz. Es fehlte Ellen sicher nicht an Herz; sie dachte oft bei diesem oder jenem an den Alten, aber ihre heftige Liebe gestattete keinem Dritten, ihm ganz nahe zu kommen. Es war ihr auch mit keinem Gedanken eingefallen, und Pelle fühlte, es würde, wenn er sie überredete, Vater Lasse ins Haus zu nehmen, das Wunderbare in ihrem Zusammenleben sterben. So reich wie er und sie von Stunde zu Stunde lebten — das war ein heiliges Glück, das nicht geopfert werden konnte, sondern das selber alle

Opfer erforderte! Ihr Verhältnis war nicht das gewöhnliche praktische Sichliebhaben, sondern die große Liebe selbst, die sonst nur in schönen tragischen Liedern von unglücklich Liebenden über den Alltag armer Leute dahinstrich. Hier zu ihnen kam sie selber als leuchtendes Wunder!

Und nun sollte Ellen ein Kind bekommen. Ihre Gestalt wurde voller und weicher. Allen anderen gegenüber bewahrte sie das Fremde, Kalte in ihrem Wesen. Aber Pelle gegenüber erschloß sie sich ganz. Zurückhaltung, die immer irgendwo in ihr gewesen war, als sei da irgend etwas, das nicht einmal er erobern könnte, verschwand. Ihr Blick strahlte nicht mehr forschend, sondern legte sich hingebend zur Ruhe. Es kam ein wunderbar weiches Gleichgewicht über sie, als habe sie jetzt all das ihre in Besitz genommen, und sie ward von Tag zu Tag schöner.

Pelle war stolz darüber, wie sie sich unter seinen Liebeskosungen so reich entfaltete. Er hatte das Gefühl von unerhöplicher Freigebigkeit, wie es ihm die Erde in seiner Kindheit plötzlich einlösen konnte; eine unendliche Härlichkeit erfüllte sein Gemüt. Es lag eine bestrickende Macht in Ellens verheißungsreicher Hilfslosigkeit. Mit Freuden opferte er die ganze Welt, um ihr und dem zu dienen, was sie so wunderbar trug.

Er stand des Morgens selbst zuerst auf, brachte die Stuben in Ordnung und machte Kaffee, ehe er an seine Arbeit ging. Wenn er dann zurückkam und Ellen im Hause geschauert und geschruppt hatte, wurde er böse. Er verdoppelte sich selbst, um sie zu schonen, knappte sich den Schlaf ab und war rastlos tätig; sein Gesicht hatte ein stillstehendes Gepräge von Glück, das ihm das Aussehen gab, als sei er beschränkt. Ueber die vier Wände hinaus gingen seine Gedanken nicht; Ellens gesegnete Gestalt nahm das Ganze in Beschlag.

Die Neuanschaffungen hörten auf, statt dessen machte Ellen sonderbare Einkäufe von Leinwand, Flanell, und es fanden geheime Unterredungen zwischen ihr und der Mutter statt, von denen Pelle ausgeschlossen wurde, und wenn sie zu den Schwiegereltern hinausliefen, wühlte Frau Stolpe immer so geschäftig in Schubläden herum und gab Ellen kleine Bäckchen mit nach Hause.

Die Zeit verging nur zu schnell. So ausschließlich sie für ihre eigenen Angelegenheiten lebten, schienen sie doch nicht mit alles fertig werden zu können. Und eines Tages war es dann, als solle alles um sie her zusammenbrechen. Ellen lag im Bett, sie wand sich und schrie, als habe ein böser Geist Wohnung in ihr genommen! Pelle stand mit einem hilflosen Ausdruck über sie gebeugt, und am Fußende des Bettes saß Frau Blom; sie sah und strickte und las in ihrer Zeitung, als sei nicht das geringste los.

„Schreien Sie man, kleine Frau,“ sagte sie von Zeit zu Zeit, wenn es ihr zu still wurde, „das gehört mit dazu!“ Ellen sah sie gehässig an und preßte trotzig die Lippen zusammen, aber im nächsten Augenblick sperrte sie den Mund weit auf und brüllte wild. Unten am Fußende des Bettes war ein Strich befestigt, daran zog sie, während sie schrie. Dann fiel sie ermattet zusammen. „Du böser, böser Junge,“ flüsterte sie mit einem schwachen Lächeln. Pelle beugte sich glücklich über sie, aber sie stieß ihn plötzlich fort; ihr schöner Körper verzerrte sich, der entsetzliche Kampf raste wieder in ihr. Auf einmal löste eine schwache Stimme sie ab und erfüllte das Heim mit einem neuen Ton. „Ein neuer Mund satt zu machen,“ sagte Frau Blom und hielt das Neugeborene an einem Bein in die Höhe; es war ein Junge.

Mit rotem Kopf und ganz verwirrt ging Pelle umher, als sei ihm etwas widerfahren, wie noch kein anderer es erlebt habe. In der ersten Zeit nahm er Meister Vecks Arbeit mit nach Hause und besorgte den Jungen nachts selbst. Jeden Augenblick mußte er die Arbeit hinterlassen und zu den beiden hineinlaufen. „Du bist doch eine großartige Frau, so ein Kind für einen Kuf zu geben,“ sagte er strahlend, „und oben drein ein Junge! Was für ein Mann soll aus dem werden!“

„Ne, ist es ein Junge!“ sagte die Familie. „Seid Ihr nicht ganz weg!“

„Das fehlte auch noch!“ sagte Pelle überlegen. Die weiblichen Mitglieder der Familie neckten ihn, weil er das Kind besorgte. „So ein Mann — er legte sich am Ende auch geru ins Wochenbett,“ sagten sie foppend,

„Das laß ich noch gelten,“ brummte Stolpe. „Aber er ist ja kurz davor, Idiot zu werden und das ist viel schlimmer, und es tut einem leid, daß man es sagen muß, aber daran ist das Mädel schuld! Nun hat sie doch ihr ganzes Leben lang nur gehört, was gut und recht ist. Aber Frauenzimmer sind wie die Raben, an denen bleibt nichts hängen.“

Belle lächelte nur über ihre Sticheleien. Er war über alle Maßen glücklich.

Jetzt konnte Lasse aber den Weg zu ihnen finden! Kaum hatte er die Meldung von dem Ereignis erhalten, als er sich schon einfand, so wie er ging und stand. Es war ein kühner Schwung über ihn gekommen. Er warf seine Mütze vor der Tür an die Erde und stürzte in das Schlafzimmer, als wolle ihn jemand zurückhalten.

„Ach, das kleine Wesen! Hat man wohl je so einen Engel Gottes gesehen!“ rief er aus und fing an über das Kind los zu schwatzen, so daß Ellen ganz rot wurde vor Mutterstolz.

Seine Freude, Großvater geworden zu sein, kannte keine Grenzen. „Denn kam es ja also doch, denn kam es ja also doch!“ wiederholte er einmal über das andere. „Und ich war immer bange, daß ich ohne Stellvertreter in mein Grab gehen müßte! Ach, so ein kleiner draller Deubel! Er hat was zuzusetzen, der! Er wird sicher ein Großbürger, Belle! Sieh doch mal bloß, wie rundlich er ist! Vielleicht Kaufmann oder Fabrikant oder so was Aehnliches! Wer ihn doch in seiner Macht und Größe sehen könnte, aber das ist dem alten Vater Lasse nicht vergönnt!“ Lasse jensezte. „Ja, ja, jetzt ist er also hier, und wie sieht er einen schon an! Der Bengel denkt gewiß, was für ein runzeliger und schrumpeliger kleiner Mann ist denn das, der da steht und mich in seinem alten Anzug begrüßt. Na, das ist Vater Lasse, nun sieh ihn Dir nur an, er ist auf ehrliche Weise zu seinen Herrlichkeiten gekommen.“

Und dann ging er zu Belle und tastete nach seiner Hand: „Na, Du, das hab ich doch gar nicht zu hoffen gewagt. Wie schön er ist, Jungel! Wie er wohl heißen soll?“ Lasse kam beständig mit dieser Frage und sah den Sohn ängstlich dabei an. Sein alter Kopf wackelte jetzt ein wenig, wenn ihn irgend etwas bewegte.

„Er soll Lasse Frederik heißen,“ sagte Belle eines Tages, „nach seinen beiden Großvätern.“

Da freute sich der Alte. Er ging und trank sich zur Feier des Tages einen kleinen Rausch an.

Jetzt kam er fast täglich. Sonntag vormittags machte er sich umständlich zurecht, putzte und bürstete sich, um einigermaßen repräsentabel zu sein. Wenn er von der Arbeit vorüber kam, guckte er ein, um zu fragen, ob der kleine Lasse gut geschlafen habe. Er hielt Vortreden auf Ellen, die einen so blonden und schönen Jungen in die Welt setzen konnte, und sie ward ganz verliebt in den alten Mann, in Folge seiner Freude über das Kind. Sie betraute ihn sogar damit, neben dem Kleinen zu sitzen, und nie war er froher, als wenn sie ausgehen wollten und nach ihm schickten.

So brachte der kleine Lasse es gleich bei seinem Auftauchen fertig, Mißverständnisse zu zerstreuen, und Belle segnete ihn. Er war doch schon jetzt ein verheulter kleiner Burtsche, würde er nicht eines Tages Vater Lasse und Ellen einander gerade in die Arme führen! Belle folgte dem Gang des kleinen Wesens in die Welt Schritt für Schritt. Er erlebte es, wie der Blick des Knaben zum erstenmal wache Erkenntnis zeigte, indem er einem Gegenstand folgte, und wie die Hand zum erstenmal nach etwas griff. „Ei, ei, seh mal einer! Nun will er schon seinen Anteil an den Sachen haben!“ rief Belle entzückt. Es war sein blonder Schnurrbart, nach dem der Knabe aus war. Ja, er war früh entwickelt. Die kleine Hand hatte tüchtig gefaßt und war kaum wieder aufzukriegen; sie hatte kleine Grübchen an den Fingern und tiefe Falten um das Handgelenk. Da war Kraft in Ellens Milch!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

17]

Von Leo Tolstoi.

14.

Am 20. Dezember schrieb der Statthalter Woronzow an den Kriegsminister Tschernyschew den nachfolgenden, französisch abgefaßten Brief:

„Ich habe Ihnen, lieber Fürst, mit der letzten Post keinen Brief geschickt, da ich mir erst darüber klar werden wollte, was mit Chadschi-Murat geschehen sollte. Ich füf. Le mich in den letzten zwei, drei Tagen nicht ganz wohl. In meinem letzten Briefe gab ich

Ihnen von der Ankunft Chadschi-Murats in Tiflis Nachricht. Er kam am 8. Dezember hier an; am Tage darauf machte ich seine Bekanntschaft und sprach ihn während der folgenden acht oder neun Tage häufig, wobei ich erwo, welche Dienste er uns in Zukunft wohl leisten könnte, vor allem aber, was jetzt mit ihm geschehen solle. Er ist in großer Sorge um das Schicksal seiner Familie und versichert unter allen Anzeichen echter Aufrichtigkeit, daß, solange seine Familie sich in Schamyls Händen befindet, er gelähmt sei und uns keine Dienste leisten, noch auch seine Dankbarkeit für den ihm zuteil gewordenen freundlichen Empfang und die ihm gewährte Verzeihung erweisen könne. Die Ungewißheit, in der er sich betreffs seiner Angehörigen befindet, verjetzt ihn in einen fieberhaften Zustand, und die Personen, denen ich Auftrag gegeben habe, sich hier seiner anzunehmen und ihn im Auge zu behalten, versichern mich, daß er die Nächte schlaflos verbringe, fast gar nichts genieße, beständig bete und nur zu seiner Erlösung täglich einen Austritt in Begleitung einiger unserer Kosaken mache, was ihm um so mehr Bedürfnis ist, als er seit vielen Jahren an das Leben im Freien, in steter Bewegung gewöhnt war. Jeden Tag erscheint er bei mir, um sich zu erkundigen, ob ich irgendwelche Nachrichten über seine Familie habe, und bittet mich, die Gefangenen, die an den einzelnen Grenzlinien von den Unserigen gemacht werden, sammeln zu lassen und Schamyl zum Austausch anzubieten, erforderlichenfalls wolle er noch einiges Lösegeld hinzufügen, das er bei seinen Freunden aufzutreiben hoffe. Beständig liegt er mir in den Ohren: „Rettet meine Familie, und dann gebt mir Gelegenheit, euch zu dienen“ — am besten, meint er, auf der Iesghischen Linie — „und wenn ich nach Verlauf eines Monats euch dort nicht von ganz besonderem Nutzen gewesen bin, könnt ihr mich nach Gubdünken bestrafen.“ Ich antwortete ihm, daß mir seine Vorschläge ganz annehmbar erschienen, daß aber bei uns verschiedene Persönlichkeiten wären, die ihm nicht trauten, solange seine Familie in den Bergen verweile und nicht vielmehr sich als Geisel in unseren Händen befinde. Ich wolle alles, was in meiner Macht steht, tun, um an unseren Grenzen recht viele Gefangene zusammenzubringen; könne ihm aber für den Loskauf der Seinigen kein Geld bewilligen; ich hoffte jedoch, andere Mittel zu finden, um ihm und den Seinigen zu helfen. Hierauf sagte ich ihm ganz offen meine Meinung, daß Schamyl keinesfalls seine Familie ausliefern werde, daß er es ihm vielleicht versprechen und ihm volle Verzeihung und Wiedereinsetzung in sein früheres Amt zusichern werde, falls er zurückkehre, für den entgegengesetzten Fall aber ihm mit der Ermordung seiner Mutter, seiner Gattin und seiner sechs Kinder drohen werde. Ich fragte ihn, ob er mir offen sagen könne, was er tun würde, wenn er solch eine Nachricht von Schamyl erhielte. Chadschi-Murat hob Augen und Hände zum Himmel empor und sagte, alles liege in Gottes Hand, er würde sich jedoch niemals seinem Feinde überliefern, da er fest davon überzeugt sei, daß Schamyl ihm nicht verzeihen, sondern ihn über kurz oder lang töten würde. Was die Befreiung seiner Familie anlange, so glaube er nicht, daß Schamyl so leicht darüber denke — erstens könne er nicht wünschen, daß er, Chadschi-Murat, ihm ein noch schlimmerer Feind würde, als er ohnedies schon sei, und zweitens gebe es in Daghestan viele und sogar sehr einflußreiche Leute, die ihm entschieden davon abraten würden. Zum Schluß versicherte er mir nochmals und abermals, daß, welches auch der Wille Gottes für die Zukunft sei, ihn selbst für den Augenblick nur der Gedanke an den Loskauf der Seinigen beschäftige. Er bitte mich um Gottes willen, ihm zu helfen und ihn in die Tschetschna zurückkehren zu lassen, wo er mit Hilfe unserer Behörden sich mit seiner Familie in Verbindung setzen, Nachrichten über sie erhalten und auf Mittel zu ihrer Befreiung sinnen könne; er habe in jenem Teile des feindlichen Gebietes zahlreiche Freunde, selbst unter den Rahibs, könne in der teils von uns unterworfenen, teils neutralen Bevölkerung mit unserer Hilfe leicht Beziehungen anknüpfen, um das ihm Tag und Nacht vorschwebende Ziel zu erreichen, was ihm erst die nötige Ruhe geben würde, um wirksam für unsere Interessen einzutreten und unseres Vertrauens sich würdig zu machen. Er bittet, ihn mit einer Schar von zwanzig bis dreißig vertwegenen Kosaken nach Grosnaja zurückzuschicken — diese Bedeckung würde ihm einerseits Schutz gegen seine Feinde gewähren, andererseits uns die Sicherheit geben, daß seine Absichten aufrichtig gemeint seien. Sie werden begreifen, lieber Fürst, daß alle diese Fragen mir Kopfschmerzen machen und mir, ob ich sie so oder so entscheide, eine große Verantwortung auferlegen. Es wäre in hohem Maße unvorsichtig, diesem Menschen voll und ganz zu vertrauen; wollten wir ihm aber jede Möglichkeit einer Flucht abschneiden, dann müßten wir ihn einsperren, was nach meiner Meinung wieder ungerecht und politisch unklug wäre. Die Kunde von einer solchen Maßregel würde sich bald in ganz Daghestan verbreiten und uns dort sehr schaden: sie würde alle diejenigen — ihre Zahl ist nicht gering — die mehr oder weniger offen gegen Schamyl Partei zu nehmen bereit sind, arg entmutigen. Alle diese Leute sind in hohem Maße gespannt, wie sich wohl das Schicksal dieses tapfersten und unternehmendsten Jmans, der sich unter dem Zwange der Verhältnisse uns ergeben mußte, bei uns gestalten wird. Würden wir Chadschi-Murat einfach als Gefangenen behandeln, dann würde das in jenen Kreisen entschieden einen schlechten Eindruck machen. Ich glaube unter diesen Umständen so gehandelt zu haben, wie ich handeln mußte, wobei ich allerdings mir nicht verhehle, daß, falls es Chadschi-Murat einfielen, uns wieder zu verlassen, mein Verfahren als ein irrtümliches erscheinen müßte.

In solchen heißen Situationen ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, einen bestimmten, geraden Weg einzuschlagen, ohne daß man dabei einen Fehltriff und die damit verbundene große Verantwortung riskiert. Glaubt man dagegen, den einzigen richtigen Weg gefunden zu haben, dann soll man ihn auch ohne Zögern einschlagen, komme, was da wolle. Ich bitte Sie, mein lieber Fürst, diese Erwägungen freundlichst dem Urteil Seiner Majestät des Kaisers zu unterbreiten, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn unser erhabener Gebieter mein Verfahren guthießt. Alles, was ich Ihnen oben schrieb, habe ich auch den Generalen Sawadowskij und Koslowskij mitgeteilt, welsch letzterer unverzüglich sich mit Chadschi-Murat in Verbindung setzen soll; dieser selbst ist davon benachrichtigt, daß er ohne Koslowskijs Erlaubnis nichts unternehmen und sich nirgends hinbegeben darf. Ich habe ihm erklärt, daß sein Vorschlag, ihm eine Anzahl unserer Kosaken beizugeben, mir recht wohl gefalle und ganz in unserem Interesse sei, da sonst Schamyl das Gerücht verbreiten würde, wir hielten Chadschi-Murat hinter Schloß und Riegel fest. Ich habe ihm jedoch das Versprechen abgenommen, nie nach Wosdwißenskoje zu gehen, da mein Sohn, dem er sich anfänglich ergeben hat, und den er als seinen Freund betrachtet, nicht Kommandant dieses Plazes sei und dort leicht Mißverständnisse entstehen könnten. Zudem liege Wosdwißenskoje allzu nahe an einem Gebiete, das von einer zahlreichen, uns feindlich gesinnten Bevölkerung bewohnt wird, wogegen mir Grosnaja für die Anknüpfung der Beziehungen, die er einzuleiten gedenke, recht günstig gelegen scheine. Außer den zwanzig erlesenen Kosaken, die, wie er selbst wünscht, nicht einen Schritt von ihm weichen sollen, habe ich ihm den Rittmeister Loris-Melikow, einen verdienstvollen, sehr klugen und tüchtigen Offizier, der das Tatarische beherrscht, beigegeben; er kennt Chadschi-Murat gut, und dieser scheint Vertrauen zu ihm zu haben. Während der zehn Tage, die Chadschi-Murat hier verbracht hat, wohnte er in einem Hause mit dem Oberstleutnant Fürsten Tarchanow, dem Chef des Schuminskischen Kreises, zusammen, der hier dienlich zu tun hatte und als höchst ehrenhafter Mann mein volles Vertrauen besitzt. Auch ihm hat Chadschi-Murat sein Vertrauen geschenkt, und da er das Tatarische sehr gut beherrscht, so konnte ich durch ihn mit Chadschi-Murat über alle möglichen delikaten und vertraulichen Angelegenheiten verhandeln. Ich habe mit Tarchanow über Chadschi-Murat beraten, und er stimmte mir vollkommen bei, daß ich entweder so verfahren mußte, wie ich es getan, oder daß ich ihn ins Gefängnis sperren und aufs strengste bewachen mußte, falls er nicht, wenn man schon einmal zu strengeren Maßregeln greifen will, überhaupt aus dem Lande geschafft werden soll. Solche strengeren Maßregeln jedoch würden nicht nur den Vorteil, den wir aus dem zwischen Chadschi-Murat und Schamyl entbrannten Streite ziehen können, ganz zunichte machen, sondern auch die Anzuehlichkeit, die bereits unter den Vergewohnern durch Schamyls Auftreten hervorgerufen wurde und leicht zu einer Auflehnung gegen sein Regiment führen kann, im Keime ersticken. Fürst Tarchanow versicherte mir, er sei selbst persönlich von Chadschi-Murats Aufrichtigkeit überzeugt; Chadschi-Murat hege nicht den geringsten Zweifel, daß Schamyl ihm nie verzeihen und ihn trotz aller gegebenen Versprechen beseitigen würde, sobald er sich zu ihm zurückbegebe. Das einzige Bedenken, das Fürst Tarchanow hatte, war, daß Schamyl vielleicht vom religiösen Standpunkte aus auf Chadschi-Murat, der seinem Glauben sehr ergeben sei, zu wirken vermöchte; doch, wie ich bereits sagte: die Ueberzeugung, daß er bei Schamyl seines Lebens nicht sicher sei, ist bei Chadschi-Murat unausrottbar.

Das ist alles, mein sehr verehrter Fürst, was ich Ihnen über diese Episode mitzuteilen hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Leben.

Von Friß Kummer.

Die Kunst des Heilens.

Die Lehren und Ratschläge der medizinischen „Wissenschaft“ Chinas sind in einer Anzahl von dickleibigen Büchern niedergelegt, wovon einige ein paar Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung entstanden. Diese uralten Traktate und Rezepte der Kurfuscherie sind im Laufe der vielen Jahrhunderte ständig vermehrt worden und werden zum Schaden der Leidenden heute noch angewendet. Der chinesische Mediziner glaubt genau so wie sein Kollege vor langen Jahrhunderten, das Geheimnis aller Krankheiten sei am Pulse zu entdecken. Für ihn ist es nicht notwendig, den Kranken zu untersuchen; auch zu hören und zu sehen braucht er ihn nicht, wenn nur der Arm unter der Bettdecke herausgereicht wird, damit der Puls befühlt werden kann, so ist es vollauf genügend. Der Schlag der Ader zeigt ihm Ort und Art des Ueblems an.

Um die vielen verschiedenen Krankheiten, die einen Menschen befallen, erkennen zu können, muß natürlich der Puls auch ebensoviele Merkmale aufweisen. Der chinesische Heilkünstler glaubt, daß es an die tausend verschiedene Pulsschläge gäbe, und daß „jede Jahreszeit ihren eigenen Pulsschlag habe“. Da es keine Kleinigkeit sein kann, diese vielen feinen Unterschiede herauszufinden und

ihnen die richtige Deutung zu geben, so nehmen die Untersuchungen des Pulses in den Schriften der Mediziner einen breiten Raum ein. Darin wird immer wieder darauf hingewiesen, wie schwierig es sei, solcherart die Diagnose zu stellen: „Man muß sehr darauf achten, daß nicht die verschiedenen Arten des Pulsschläges, die eine Ähnlichkeit miteinander haben können, verwechselt werden.“ Die Notwendigkeit dieser Einschränkung wird auch den Laien ohne weiteres einleuchten. Ein schneller Pulsschlag am Handgelenk bedeutet Kopfschmerz, ein kurzer und bewegter Herzbreiten, usw. Ein Unwohlsein, das Erkältung als Ursache hat, erheischt warme Medizin, eines, das von der Hitze herrührt, muß durch kühle kuriert werden.

In den Apotheken, die übrigens ziemlich sauber gehalten sind und einen guten Eindruck hinterlassen, sind Kräuter, Wurzeln, Blätter, Salze, Gewürze und verschiedene Mixturen in schwerer Masse aufgeschüttelt. Ueber ihre Beschaffenheit und Heilkraft kann der fremde Laie schwerlich etwas Stichthaltiges sagen. Sie werden nicht besser oder schlechter sein als die der Kurfuscher anderer Länder.

Als Heilmittel von größter Wirksamkeit gilt für die Krankheit eines der Eltern ein Stück Fleisch vom Sohn oder von der Tochter, das aus deren Oberschenkel oder Arm geschnitten und womit für den Kranken eine Art Fleischbrühe bereitet wird. Eine derartige Selbstverstümmelung kranker Eltern zuliebe lobt der Chinese bis in die Wolken als die herrlichste Tat kindlicher Pietät. Darin steckt ein gutes Stück Heuchelei. Denn in dem Lande, wo die Macht des Vaters über die Kinder praktisch unbeschränkt ist, wird ein Wink genügen, das unwillige Kind zur Erfüllung des unverständlichsten Wunsches zu bringen, auch wenn es wissen sollte, daß es seine Gesundheit oder das Leben dabei aufs Spiel setzt.

Heilmittel von ähnlicher Beschaffenheit hat der Chinese noch eine ganze Anzahl. Er scheint zu glauben, mit der Widerlichkeit der Medizin steige ihre Wirksamkeit. Die allerabstoßendsten Gemengsel werden verschlungen in Dosen, die ein Pferd unterwerfen könnten. „Ein chinesischer Kaiser starb, nachdem man ihm eine Pille eingegeben hatte, deren Bestandteile anzuführen der gewöhnliche Anstand verbietet. Ein kleines Mädchen wurde gezwungen, ein Gemisch von Skorpionen und Holzläusen zu verschlingen, um sie von einer Magenentzündung zu kurieren. Bei einer an einem Cancer leidenden Frau waren auf die offenen Wunden, auf das rohe Fleisch, Streifen verfaulten Schweinefleisches gelegt; man hoffte, daß die Würmer auf dem Schweinefleisch die Würmer der Wunde anziehen würden, um auf diese Weise die üble Krankheit zu beseitigen. Die Patientin wurde dann (von einem fremden Arzt) gewaschen und ordentlich verbunden. Später jedoch wurde der Verband von ihren Freunden abgerissen, dann rotes und gelbes Papier mit chinesischen Buchstaben an ihre Kleider und das Moskitozelt geheftet und unter ihrem Bett rotes Papier und Weibrauch verbrannt, um die bösen Geister auszutreiben. Schließlich verließen ihre Verwandten aus Furcht vor den bösen Geistern das Zimmer, sie allein sterben lassend.“

Der Chinese in der Fremde.

Die Anhänglichkeit an die Heimat, die Liebe zu Sippe und Dorf, ist beim Chinesen eher noch höher entwickelt als bei anderen Völkern. Ehe er sich zur Auswanderung entschließt, muß die Not drückt groß sein, daß er sich keinen Rat mehr weiß. Es ist ihm nicht unbekannt, daß er in der Fremde leichteren Erwerb und höheres Einkommen findet als im Lande seiner Ahnen, aber ebensowohl weiß er, daß seiner seelischen Qualen und Sorgen und Widerwärtigkeiten in vielerlei Gestalt im Auslande warten, Widerwärtigkeiten, die dem weißen Auswanderer auch nicht entfernt in dem Maße zustoßen als ihm, dem Angehörigen einer „zurückgelassenen Masse“. Es wird ihm schwerer gemacht, sich zu akklimatisieren, sich auszusöhnen mit den Menschen und Einrichtungen des Landes seiner Wahl. So groß nun auch die materiellen Vorteile sein mögen, die das Ausland im Vergleich zur Heimat bietet, sie scheinen ihm doch keinen vollgültigen Ersatz für die Trennung von Dorf und Familie darzustellen.

Um vom Auswandererelend einen Vorgeschmack zu bekommen, braucht der Chinese sein Vaterland nicht erst zu verlassen. Die Reise in eine andere Provinz des großen Reiches bedeutet in vielen Fällen schon eine Auswanderung mit allen ihren Widerwärtigkeiten. Er mag eine Sprache vorfinden, die er nicht versteht, Lebensgewohnheiten und Gebräuche treffen, die sich von den seinen sehr wesentlich unterscheiden. Diese Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch Haß, Vorurteile, wenn nicht Verachtung, sobald er ins eigentliche Ausland kommt.

Zahlreich sind die Vorwürfe, die dem Chinesen in fremden Landen gemacht werden. Der Sittenrichter nennt ihn unmoralisch, unsittlich, weil er ohne Frau reise; der Patriot behauptet, er könne und wolle sich nicht assimilieren, sondern bleibe nur so lange, bis er Schätze genug gesammelt habe, und schleppe das „schöne einheimische Gold“ mit heim. Die Arbeiter klagen ihn an, er reduziere Lebenshaltung und Lohn auf den des Kulis, weil er für seinen Unternehmer dreimal mehr schänze und zehnmal weniger Lohn dafür fordere als der weiße Arbeiter.

Wieviel Wahrheit und wieviel Dichtung oder Einbildung diese Vorwürfe enthalten, soll hier nicht untersucht werden. Immerhin, wie groß und nachteilig die schlechten Eigenschaften auch sein mögen, die der Weiße an dem Chinesen sieht, sie sind jedenfalls nicht schlimmer als die, die der Chinese an den Weißen entdeckt.

Wenn Ausland und Ausländer mit der chinesischen Brille betrachtet werden, lassen sie auch erschrecklich viel Mängel oder Untugenden sehen. Nur ist der in der Fremde sein Brot suchende Sohn des Reiches der Mitte vorsichtig genug, darüber nichts verlauten zu lassen, aus recht plausiblen Gründen. Auf die Anrempelungen seiner vielen Widersacher antwortet er mit undefinierbarem Grinsen oder vollendeter Gleichgültigkeit; dabei schafft er emsig, spart noch mehr, schlängelt sich geschickt an den Hindernissen, die auf seiner Arbeiterlaufbahn liegen, vorbei, nach einem Arbeits- und Wohnplatz, wo er am wenigsten auffällt und ungestört seinen Ziel nachstreben kann. Nach Jahren harter Arbeit, vieler Entbehrungen und Demütigungen hat er ein Häufchen Gold gesammelt, das zwar nicht groß ist, aber für ihn, den Genügsamen, ein großes Vermögen bedeutet, und womit sich in der Heimat große Dinge vollbringen lassen.

Die Kunde von hohen Löhnen und die Nachfrage ideale Ausbeutungsobjekte verlangender Kapitalisten haben Hunderttausende von Chinesen zum Auswandern bewogen. Wohl alle zogen mit der Absicht fort, nur kurze Jahre in der Fremde zu bleiben. Für viele sind aus den beabsichtigten kurzen Jahren Jahrzehnte geworden, oder sie kehren erst wieder zurück, wenn sie alt und abgeradert sind, um auf heimatischem Boden bei den Ahnen zu sterben.

Es gibt heute kein Land mehr, wo nicht Chinesen zu finden sind. Auf den Philippinen, den Sandwichsinseln, in Amerika und Kanada, dann in Australien, Afrika und in den englischen Kolonien Vorderindiens usw. sind starke Haufen als Lastträger, Feldarbeiter, Straßenbauer, Hausdiener und dergleichen anzutreffen. Ihre robuste Gesundheit und große Anpassungsfähigkeit an das Klima kommen ihnen vorzüglich zustatten. Weder Kanadas Winterkälte noch Japas Tropensonne scheint sie anzufechten. Auf der Halbinsel Malakka haben viele eine zweite Heimat gefunden und das Land, das die wenig zum Ackerbau neigenden Eingeborenen brach liegen ließen, zum guten Teil kultiviert. Sie verheirateten sich dort mit malaiischen Mädchen, und die Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgehen, sind zuweilen nicht ungeschickte Sprachmeister, denn sie sprechen neben der Landessprache die Sprache des Waters, chinesisch, und noch englisch, das sie in den Straßen der Hafenstädte auflesen.

In der Regel greift der Chinese die Beschäftigung auf, die dem weißen Arbeiter zu anstrengend, oder eigentlich: zu schlecht bezahlt ist. Er findet noch sein gutes Auskommen und Spargroschen in Stellungen, die so wenig einbringen, daß kein weißer Arbeiter dabei existieren kann. Dort, wo rohe Kraft und wenig Intelligenz und Geschicklichkeit verlangt werden, beherrscht er, dank seiner Anspruchslosigkeit und Unverwundlichkeit, den Arbeitsmarkt vollständig; er konkurriert erfolgreich mit dem Japaner, Hawaiianer, Mexikaner, Filipino, Neger und Malaien; in Amerika und Kanada treibt er die Feldarbeiter, Hafenarbeiter, Matrosen, Ölsäppler und hier und da auch die Vergleute aus ihren Stellungen. Harter Fron, niedriger Lohn, rohe Behandlung und lange Arbeitszeit schrecken ihn nicht; dem elendesten Arbeitsplatz weiß er noch einige gute Seiten abzugewinnen, und wenn er nur den zehnten Teil des Einkommens des amerikanischen Industriearbeiters haben sollte, so hat er immerhin noch um das Vielfache mehr als daheim im Vaterland.

Die Fabrikarbeiterschaft in den Industriestaaten, in die sich die chinesische Auswanderung ergießt, hat noch nicht viel unter der „gelben Arbeit“ zu leiden. Hier werden die Asiaten in der Hauptsache abseits von den industriellen Zentren beim Eisenbahnbau und der Feldarbeit verwendet. Ihr Eintritt in die Fabriken wird durch den energischen Widerstand der einheimischen Arbeiterschaft erschwert, wenn nicht ganz verhindert. Die Vermählungen der Gewerkschaften, sie aus den Branchen zu treiben, in denen sie sich schon seit langer Zeit festgesetzt haben, wie in der Wäscherei, im Wirtschaftsbetrieb, in der Konfektion und Schiffahrt, haben nur geringen Erfolg gehabt. Die draußen auf der Steppe und den Farmen stehenden Haufen Asiaten erfüllen die organisierten Arbeiter mit Sorge und Unruhe. Sie müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß sie früher oder später von den Unternehmern in die Fabriken gebracht oder bei Streiks als Hausreißer verwandt werden. Um dieser Gefahr vorzubeugen, verlangen die Gewerkschaften im Verein mit anderen Berufsgruppen den vollständigen Ausschluß der Asiaten, ganz gleich welcher Nation. Nordamerika hat schon seit dem Jahre 1882 ein Ausschlußgesetz gegen die Chinesen; Kanada erhebt von ihnen eine Kopfsteuer von fast ausschließlicher Wirkung, und Maßnahmen mit gleicher Tendenz werden in Australien, am Kap verlangt oder sind schon durchgeführt.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Psychologie des Schießens. „Die Schule hat schon viele Vorteile aus der modernen Psychologie gezogen; das Heer will nun auch das Seine haben“, so schließt ein sehr bemerkenswerter Aufsatz eines Hauptmanns Meyer (in Leipzig) über „Experimentelle Analyse psychischer Vorgänge beim Schießen mit der Handfeuerwaffe“ (Archiv für die gesamte Psycho-

logie, 1911, 4. Heft). Neben der Religions-, der Kriminal-, der pädagogischen und der Fabrik-Psychologie werden wir also nun auch bald eine Armeepsychologie erhalten. Es wäre auch so fassbar, wenn sich der moderne Militarismus nicht der Psychologie bemächtigen wollte, die auf so vielen Wissensgebieten wertvolle Anregungen und Aufschlüsse gegeben hat. Auf die Analyse der feilschen Vorgänge beim Schießen, wie sie Hauptmann Meyer gibt, brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Die Beschreibung der Druck-, Lage-, Spannungsempfindungen, der Raumvorstellungen, der Lust- und Unlustgefühle, die durch das Zielen und Abziehen in den Rekruten auf dem Kasernenhof ausgelöst werden, mögen Interessierte selbst nachlesen. Der Herr Hauptmann begnügt sich natürlich nicht mit einer bloßen wissenschaftlichen Analyse. Er will mehr: „Möglicherweise kann man nun für ängstliche, willensschwache Leute einen Apparat konstruieren, der beides, den auslösenden Reiz (das richtige Zielbild) und die darauffolgende Handlung (das richtige Durchziehen) genau so wie sie ausgeführt werden, künstlich zuwege bringt.“ Das „richtige“ Schießen soll also durch Apparate künstlich eingeübt werden, so daß alle Schüsse Treffer werden. Der Apparat wird auch bereits „in großen Zügen“ entworfen.

Da nicht nur die Konstruktion dieses Apparates wohl ausführbar ist, sondern auch sonst durch psychologisch orientierte Übungen viel zu erreichen ist, können wir sicher darauf rechnen, daß in nicht allzu ferner Zeit in den Heeresetat Summen für militär-psychologische Versuche eingestellt werden. Die Pädagogen klagen noch immer über die geringe Bereitwilligkeit zu Geldopfern für ihre Versuche. Für das Heer wird der kapitalistische Staat viel größere Summen sehr bald flüssig gemacht haben. E. L.

Geographisches.

Forschungen im Papualand. Neuguinea, die größte Insel der Erde, wird jetzt stark von der geographischen und naturwissenschaftlichen Forschung bevorzugt, und ganz mit Recht, da namentlich die zu holländischem Besitz gehörige westliche Hälfte selbst auf den neuen Karten noch wenig mehr als einen weißen Fleck darstellt. Außerhalb der Polargebiete dürfte es kaum noch ein zusammenhängendes Gebiet von gleicher Größe auf der Erde geben, das so wenig bekannt ist. Aber auch im östlichen Teil, in dessen Besitz sich Deutschland und England teilen, steht die Erkundung noch weit zurück. Auf der britischen Seite hat jetzt der englische Kolonialbeamte Smith eine größere Forschungsreise ausgeführt und der Londoner geographischen Gesellschaft darüber berichtet. Das Gelände ist dort außerordentlich schwierig, dazu die Bevölkerung so dünn gesät, daß eine Expedition schwer zu versorgen ist. Der dicke Busch namentlich in der Nachbarschaft der Flüsse gab den Trägern oft Gelegenheit zur Flucht. Die Bewohner des Innern hatten zum Teil noch niemals ein Weißgesicht gesehen und gerieten daher in die höchste Aufregung. Die Expedition wurde schon im ersten Dorf von sämtlichen Insassen mit großem Kriegsgeschrei und in voller Bewaffnung mit Pfeil und Bogen empfangen. Sie wurde für eine Räuberbande gehalten, und die Männer hatten sich also ganz folgerichtig darauf vorbereitet, ihre Weiber, Kinder und Behausungen zu verteidigen. Die Weißen setzten sich ganz ruhig nieder, obgleich auch auf dieser Seite selbstverständlich die Waffen in Bereitschaft waren, und schienen die drohende Haltung der Eingeborenen nicht zu beachten, ausgenommen, daß ein Stück rotes Tuch als Lockmittel hingehalten wurde. Die feindlichen Krieger verschwand dann, und als die Fremden schließlich einige Geschenke nach dem Gemeindehaus senden wollten, zeigte sich, daß das ganze Dorf leer war. Wahrscheinlich also hatten die Männer nur deshalb ihre Angriffsstellung eingenommen, um den Weibern und Kindern Zeit zu verschaffen, in den Dschungel zu entfliehen. Die Expedition hatte die Klugheit, nichts in dem ganzen Dorfe anzurühren, und nur etwas von dem begehrten roten Tuch als Geschenk zu hinterlassen. Am Nachmittag des nächsten Tages wurde sie von einem Trupp der Eingeborenen eingeholt, die mittlerweile die friedliche Gesinnung der Fremden eingesehen hatten, nimmehr die größte Freundlichkeit äußerten und Nahrungsmittel als Geschenke darbrachten. Mit telegraphischer Geschwindigkeit schien sich die Kunde von den wohlwollenden Fremden in der Umgegend verbreitet zu haben, denn überall wurden sie freundlich empfangen und auf jede Weise unterstützt. Dagegen lehnten die Eingeborenen unter allen Umständen ab, irgendeine Speise oder ein Getränk von den Blaugesichtern anzunehmen; höchstens paktten sie das Dargebolene in Blätter ein, um es als Merkwürdigkeit aufzuheben. Ob es richtig ist, daraus den Schluß zu ziehen, daß sie Kenntnis von dem Gebrauch irgendwelcher Gifte haben, kann bezweifelt werden. Smith faßt die Ergebnisse der Expedition dahin zusammen, daß rund 840 Kilometer in dem gänzlich unbekanntem Papualande durchgemessen wurden, davon 260 Kilometer auf Flußfahrten. Während man den westlichen Teil dieses Gebietes früher für eine Schwemmlandniederung gehalten hatte, weiß man jetzt, daß die niedrigsten Täler darin sich 600 Meter über dem Erdboden erheben und das umgebende Hochland erheblich höher ansteigt. Namentlich wurde das Flußnetz nebst den Oberläufen und Wasserscheiden der in der Papuagolf mündenden Ströme festgelegt. Von besonderem Wert sind die ersten Nachrichten über die Bevölkerung, mit der nicht ein einziger Streitfall vorkam. An zwei Stellen im Quellgebiet des Kitorflusses wurde Kohle gefunden. Sagopalmen gedeihen bis zu einer Höhe von 1200 Metern.